

Der Enkel: Stephen Joyce

Berühmt sein will so mancher, doch sollte man sich vorher überlegen, ob man dennoch Kinder in die Welt setzen mag: es kann ein unangenehmes Schicksal sein, Nachfahre einer Berühmtheit zu sein. Wer dieses Schicksal erleidet, ist von vornherein gehandicapt; Leute wie Julian Lennon, Jordi Cruyff, Axel Merckx mögen ganz passable Leistungen abliefern, aber gegen den Schatten ihrer Väter kommen sie kaum an. Noch schlimmer sieht es für jene Kinder und Kindeskindern aus, die ihr Lebtag gar nichts eigenes zustande bringen und deswegen immer nur ihrer Eltern wegen Beachtung finden. Wer möchte wohl ernsthaft der Enkel von Van Morrison, die Tochter von Heinrich Böll, der Sohn von Eamon de Valera sein und bis zum Lebensende als nichts anderes behandelt werden? Oder gar der Enkel von James Joyce?

stimme, vor allem jedoch die Liebe zum Alkohol geerbt und versoff sich planmäßig seine Zukunft. Lucia Joyce wiederum, die Tochter, litt an Schizophrenie und verbrachte den größten Teil ihres Lebens in einer geschlossenen Anstalt. Wer wollte da neidisch werden?

Giorgios Sohn Stephen stellte es schlauer an, hielt sich der Flasche ebenso fern wie allen sonstigen geistigen Anfechtungen, führte ein diskretes bürgerliches



Letztgenannten gibt es wirklich,

Stephen Joyce heißt er, und die ersten fünfzig Jahre seines Lebens hat er sich ganz wacker geschlagen. Schon früh, bekannte er später, habe er beschlossen, sich auf keinen Fall mit seinem berühmten Opa identifizieren zu lassen. Immerhin hatte er das Los seines Vaters und seiner Tante anzusehen, die beide daran zerbrachen, die Kinder von James Joyce zu sein. Giorgio Joyce, der Erstgeborene, hatte vom Vater womöglich die Gesangs-

Leben und hängte seine Rolle als Dichternachfahre so tief wie möglich. Ein Held war er gewiß nicht, noch nicht. Aber das änderte sich radikal, nachdem er ein Halbjahrhundert alt geworden war. Zu Beginn der 80er Jahre, nach dem Tod von Giorgio und Lucia, als er wirklich der letzte der Mohikaner vom Stamme Joyce war, gab er das diskrete Dasein im Hintergrund auf und warf sich in einen heroischen Kampf, um der Welt zu zeigen, daß man vor einem echten Joyce zu zittern habe.

Geboren wurde Stephen James Joyce (so sein voller Name) am 15. Februar 1932 in Paris, wo der Joyce-Clan recht glamourös lebte, getauft kurz danach in aller Heimlichkeit, denn Opa James, der alte Kirchenhasser, durfte davon nichts wissen. Derlei Heimlichtuerei beschwor

offenbar das Unheil herauf, vom dem die Joyce-Clique fortan verfolgt wurde. Die Schizophrenie von Stephens Tante Lucia war zunehmend schwerer zu übersehen, und auch bei Stephens Mutter, der gebürtigen Amerikanerin Helen Kastor Fleischman, baute sich ein hartnäckiges Nervenleiden auf, das es ihr unmöglich machte,

den kleinen Stephen selbst zu erziehen. Sie ließ sich von Giorgio scheiden und kehrte nach Amerika zurück, wo sie in eine Heilanstalt eingewiesen wurde; Stephen blieb in Europa, wurde teils von seinem unfähigen Vater, teils von Oma Nora und Opa James, teils auch von irgendwelchen Nennanten erzogen und, als er schulpflichtig wurde, in ein Internat gegeben.

1939 fielen die Deutschen in Frankreich ein, der Joyce-Clan flüchtete schließlich in die Schweiz. Der kleine Stephen war dabei, aber sein Fahrrad wurde von pflichteifrigen Schweizer Beamten konfisziert, weil niemand die Zollgebühren aufbringen konnte.

Zu Fuß spazierte der Achtjährige ein paar Wochen mit seinem schweigsamen Opa James in Zürich herum, dann starb der, und die



Stephen Joyce mit seinem Großvater

Überlebenden versanken in Armut: Opas Tantiemen saßen in London fest, Papa Giorgio durfte in der feinen Schweiz nicht arbeiten und beschäftigte sich mit dem Verkosten von Spirituosen, und Stephen wurde so rasch wie möglich in einer Internatsschule untergebracht. Kurz nach dem Krieg entschied sich der mittlerwei-

le 14jährige, in die USA zur Mutter (die inzwischen aus der Heilanstalt entlassen worden war) zu ziehen und sich eine möglichst gute Ausbildung zu verschaffen. So tauchte er früh aus dem Dunstkreis der Joyce-Sippe weg.

Und aufgetaucht ist er erst zu Beginn der 80er Jahre wieder, inzwischen als hoher Beamter der OECD in Paris. Anfang 1982 beschwert er sich der „Irish Times“ gegenüber, er habe nie „einen roten Heller Tantiemen“ aus den Büchern seines Opas zu sehen bekommen, aber das ändert sich nun: noch im selben Jahr stirbt Lucia Joyce, und Stephen ist der einzige lebende Nachfahre des Dichters. Rasch merkt er, was diese Tatsache wert ist.

Und zwar nicht nur finanziell, sondern auch gesellschaftlich. Dem internationalen Klüngel der Joyce-Forscher geht auf, daß es da jemanden gibt, der Joyce heißt und fast so aussieht wie der große Autor, und man versucht, Stephen auf Tagungsbanketten zum Schulterklopfen und für nette Fototermine herumzureichen. Das geht gründlich in die Hose, denn Stephen läßt sich nicht nur anstaunen, sondern macht selbst den Mund auf und hat zu allem eine Meinung.

Stephens Eltern - Giorgio Joyce und Helen Fleischman



1984 treffen sich die Joyceaner in Frankfurt, wo eine neue „Ulysses“-Ausgabe präsentiert wird, die Gabler-Edition. Das erste Exemplar wird bei einem Festakt dem Dichterenkel überreicht, der sich artig bedankt, aber dann alle Artigkeit vergißt und kräftig vom Leder zieht: er attackiert die Forscher, die einige Jahre zuvor den hochintimen Briefwechsel zwischen James Joyce und seiner Frau publiziert haben.

Stephens Entrüstung, daß Dinge „privatester Natur“ an die Öffentlichkeit gezerzt worden seien, findet einiges Verständnis bei vielen Joyceanern, man ist weiter freundlich zum Enkel. Die Herausgeber des Fachorgans „James Joyce Quarterly“ schicken ihm von nun an kostenlos die Zeitschrift; Stephen Joyce zeigt sich in einem Leserbrief erfreut und überrascht - und teilt bei der Gelegenheit gleich noch etwas anderes mit. Er

sei nämlich jüngst bei einer Joyce-Podiumsdiskussion in Paris gewesen, „nicht nur als Besucher, sondern als aktiver Teilnehmer“, und das, was da ablief, habe ihm gar nicht gepaßt: „Ich hatte einen bereichernden Austausch unter Joyceanern erwartet, doch stattdessen betrieb man da die übliche schäbige, wissenschaftlich genannte Leichenfledderei.“ Stephen Joyce entrustet sich.

Und von nun an tut er es immer wieder, in zahl-



Vier Joyce-Generationen - auf dem Gemälde des Dichters Vater John Stanislaus, leibhaftig James, Giorgio und der kleine Stephen

reichen Leserbriefen und Stellungnahmen. Das Strickmuster ist immer dasselbe wie in jenem ersten Leserbrief: Stephen Joyce ist über irgend etwas überrascht, vielleicht sogar erfreut, hat aber noch irgendwas anzumerken und irgendwas richtigzustellen, und meistens fällt ihm auch irgendetwas und irgendjemand ein, worüber er sich mächtig aufregen muß. Der Ton dieser Aufregungen wird rasch schärfer, die Zahl derer, die dabei ihr Fett abkriegen, immer

größer - und größer auch die Zahl derer, die sich nach dem Dichtersohn Giorgio zurücksehen, der diskret seine Tantiemen einstrich und ansonsten von Joyce-Dingen keine Ahnung hatte.

Dichtersohn Stephen hat von allem eine Ahnung und vor allem zu allem eine Meinung.

Und niemals enthält Stephen Joyce diese Meinung der Welt vor. Als die „Irish Times“ ein paar nette Zeilen abdruckt, die ein 10jähriger Dubliner Grundschüler im Unterricht über die Joycesche Kindergeschichte „Die Katze und der Teufel“ verfaßt hat, schreibt Stephen Joyce sofort einen Leserbrief, in dem er dem Buben versichert, dessen Zeilen seien erfreulicher als all die tausend anderen Sachen („a great deal of nonsense“), die sogenannte kluge Leute schon über seinen Opa geschrieben hätten. Und dieses Lob ist ernstgemeint. Als Stargast

des Joyce-Symposiums 1986 in Kopenhagen erklärt Stephen Joyce der verblüfften Fachwelt, die größte Qualität der Texte seines Großvaters sei ihre eindrucksvolle Schlichtheit. Unter Tränen verliest er den elegisch-romantischen Schluß der Erzählung „Die Toten“ und meint, vor derlei Kunst dürfe man nur noch ergriffen schweigen, aber keineswegs daran herumforschen. Kurz darauf wird bekannt, daß in Dublin eine der beiden Joyce-Totenmasken, Jahrzehnte zu-

vor dem Joyce-Tower in Sandycove gestiftet, zum Verkauf steht. Stephen ist entrüstet. In Leserbriefen und mit persönlichen Interventionen bei Politik und Behörden läuft er gegen diesen „schäbigen, schmutzigen, ungeheuerlichen“ Vorfall Sturm, bis der Verkauf verhindert wird. Er als der einzige lebende Nachkomme seines Großvaters, so Stephen Joyce wutschnaubend, sei so aufgebraucht, daß er niemals irgendeiner irischen Institution etwas vermachen werde. Das zielt auf den Kurator des Joyce-Tower,

der in einem Brief an das „Joyce Quarterly“ darlegt, daß das Museum nichts mit der Sache zu tun habe. Sofort fertigt Stephen ihn in einem weiteren Leserbrief ab: „A great deal of nonsense“ sei da geschrieben worden, und er, Stephen Joyce, werde dem Joyce-Tower oder sonst irgendeiner Stelle in Irland auf keinen Fall jemals etwas stiften. Als kurz danach der Joyce-Tower damit beginnt, zur Behebung finanzieller Engpässe Joyce-Andenken herzustellen und zu verkaufen, schreibt Stephen erneut Leser-

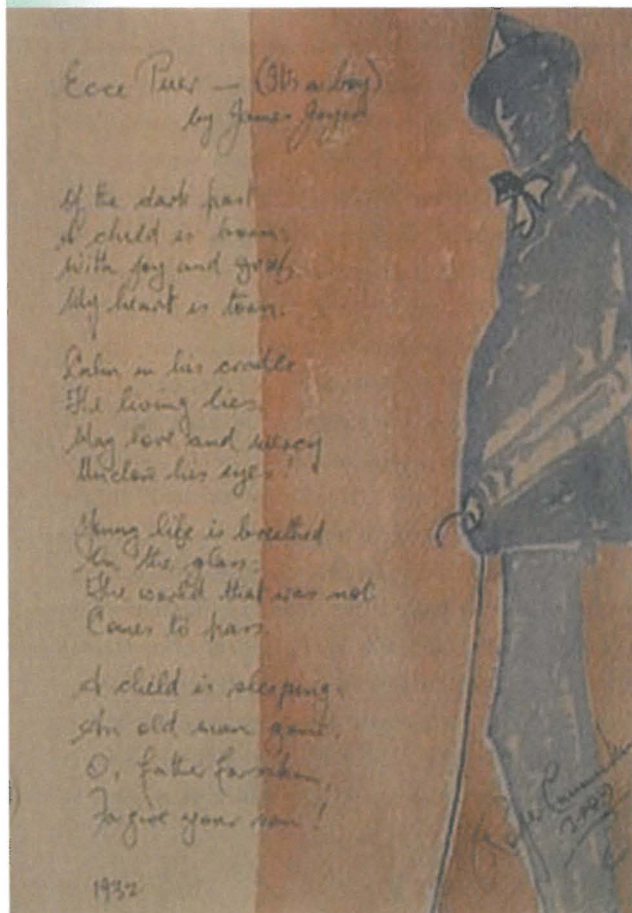
briefe, in denen er wortreich seinen Abscheu über den Verkauf solcher „Gimmicks“ wie Bloomsday-Zitronenseife oder gar eine Joyce-Krawatte zum Ausdruck bringt. Etwas später fängt er an, sich öffentlich zu beschweren, weil die Joyceaner seinen Namen verkürzen: „Mein Name ist Stephen James Joyce. 95% von Ihnen ignorieren diese Tatsache. Und irgendein Dorfdepp behauptet, ich laufe herum und tue so, als sei ich James Joyce - tu ich gar nicht!“ Für Menschen wie Stephen Joyce gibt es einen schönen Ausdruck: Querulanten. Stephen Joyce freilich ist die schlimmste Form eines solchen, er ist ein Querulant mit Macht. Wer Joyce-Werke nachdrucken oder auch nur zitieren will, muß für Lizenzen zahlen, und der Dichterenkel entdeckt das schnell als Mittel seiner Machtausübung. Wer Dinge schreibt, die

ihm nicht passen, bekommt die Rechte nicht. Das erste große Opfer wird Brenda Maddox, die 1988 ihre Biographie über Nora, die Frau von Joyce, veröffentlicht - allerdings ohne das geplante Schlußkapitel, das Stephen Joyce verhindert hat. Im Jahr darauf wird Kate Bush sein nächstes Opfer: die Sängerin will den Schlußabschnitt von Molly Blooms Bettmonolog aus dem „Ulysses“ vertonen, bekommt aber keine Genehmigung. Kate Bush zieht sich elegant aus der Affäre, indem sie einfach einen eigenen Text schreibt, eine freie Variation auf den von Joyce - aber diese Möglichkeit haben Wissenschaftler nicht, sie sind darauf angewiesen, mit den Joyce-Texten arbeiten zu können, und damit in des Enkels Hand.

Und diese Hand spielt mit dem Feuer: 1988 wird bekannt, daß Stephen Joyce Briefe vernichtet hat, zwar „nur“ von Lucia Joyce und von Samuel Beckett, aber die Botschaft ist klar. „Ich tat dies“, erläutert er, „damit Außenstehende diese streng private Korrespondenz nie zu Gesicht bekommen.“ Und weiter: „Ganz gewiß träume ich nicht davon, Briefe oder Papiere zu vernichten. Aber wenn persönliche, streng private Papiere in unsern Besitz gelangen, werden meine Frau und ich dafür sorgen, daß sie niemandem unter die Augen oder in die Finger kommen. Wie meine Großeltern zu sagen pflegten: BASTA.“

Wie ernst diese Drohung gemeint ist, zeigt sich vier Jahre später, als die Dubliner Nationalbibliothek die Papiere öffnet, die ihr im Weltkrieg von dem Joyce-Vertrauten Paul Léon mit der Anweisung übereignet wurden, sie müßten 50 Jahre unter Verschuß bleiben. Diese 50 Jahre

Ecce Puer - Aquarell von Roger Cummiskey mit dem Text des Gedichts, das James Joyce nach der Geburt von Stephen Joyce schrieb



sind jetzt abgelaufen, doch statt die Papiere zugänglich zu machen, wie Léon verfügt hat, läßt die Bibliotheksleitung erst einmal Stephen ran, der einen Teil der Papiere erneut unter Verschuß legen und sich einen weiteren Teil („streng privater Natur“) sogar herausgeben läßt. Da Stephen keinerlei Besitzrechte an diesen Papieren hat, protestiert der Dubliner Joyce-Kenner und Schwulenaktivist David Norris (Mitglied des irischen Senats) im Parlament gegen die Herausgabe, doch der Taoiseach persönlich verfügt, daß Stephen seinen Willen kriegt. Auch das Argument, James Joyce habe zu Lebzeiten gegen Zensur und Tabus gekämpft, deswegen dürfe sein Enkel Zensur und Tabus nicht wieder installieren, verfängt nicht.

Inzwischen spielen also Staatsregierungen Stephen Joyce in die Hände: er steht im Zenit

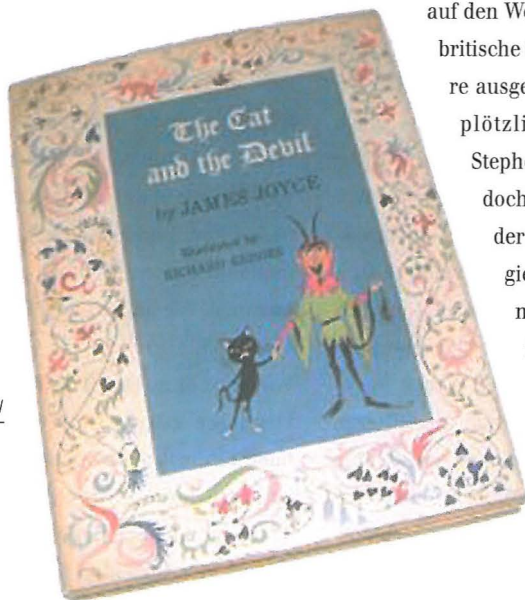
seiner dubiosen Macht. An anderer Front beginnt diese Macht allerdings zu bröckeln. 1992 ist nach britischem Recht das Copyright an Joyce abgelaufen, die Texte sind gemeinfrei, und etliche Verlage bringen billige Ausgaben auf den Markt, an denen Stephen nun nicht mehr verdient. Stephens Kommentar: „A great deal of nonsense“ werde da verbreitet. Der irische Joyce-Experte Danis Rose verkündet, er habe in den Entwürfen zum „Finnegan“ ein „neues“ Joyce-Werk entdeckt, das er „Finn's Hotel“ nennt und veröffentlichen will. Stephen Joyce schäumt: in Danis Rose hat er ein neues Haßobjekt (neben David Norris) gefunden. Als Rose Jahre später seine „Ulysses“-Ausgabe publiziert, überzieht Stephen Joyce ihn mit Beschimpfungen und Klagen.

Unverhofft bekommt Stephen Schützenhilfe von der Europäischen Union, die eine Harmonisierung des Urheberrechts ab 1995 auf den Weg bringt: dadurch wird das britische Copyright von 50 auf 70 Jahre ausgedehnt, und James Joyce ist plötzlich wieder geschützt. Stephen Joyce könnte frohlocken, doch erst einmal nörgelt er wieder herum, nämlich an den Regierungen, die sich diese Pläne ausgedacht haben, ohne ihn vorher um Rat zu fragen. Schon zuvor hat er Anzeichen von Größenwahn erkennen lassen: bei einem Joyce-Kongreß in Kopenhagen dankt er großmütig dem

dänischen Volk für dessen Widerstand gegen Hitler, und bei anderer Gelegenheit scheut er sich nicht, als Gast einer Gedenkveranstaltung alle Gastgeber (den irischen Premier eingeschlossen) aufzufordern, sich zum Gedenken an den Joyce-Helfer Paul Léon zu erheben.

1995 wird in London vor einem Haus, in dem Joyce kurz wohnte, eine Gedenkplakette enthüllt. Edna O'Brien rezitiert gerade etwas, da taucht ein Überraschungsgast auf, nämlich Stephen Joyce, der sichtlich sauer ist, daß ihn niemand eingeladen hat: „Gestern stand ich am Grab meines Großvaters und sagte ihm, ich würde trotzdem kommen. ‘Gut,’ hat er gesagt, ‘tu das.’“

Wo Stephen doch eingeladen ist, erscheint er nur, um zu erklären, eigentlich habe er gar nicht kommen wollen, und dann alle Anwesenden pauschal zu beleidigen – beim Namen nennt er höchstens die wenigen Personen, die er von seinen Beleidigungen ausnimmt. Vor versammelter Mannschaft rezitiert er dann schluchzend das kitschtriefende Gedicht „Ecce Puer“, das sein Großvater zu seiner Geburt dichtete (Joyceaner belustigen sich deshalb gern über „Herren im Rentenalter, die unter Tränen ihre eigene Geburtsanzeige verlesen“), und fügt hinzu: „dieser kleine Junge war ich!“ Auf dem Joyce-Kongreß 1990 spuckt er aus Abscheu vor den versammelten Gelehrten aus, behauptet aber Jahre später, man habe ihn mißinterpretiert: „Ich war bloß erkältet!“ Seine Meinung über die Gelehrten („die allgegenwärtige und großteils perverse Joyce-Industrie – die Pest über sie alle!“) bleibt aber bestehen: sie hätten den Aberglauben in die Welt gesetzt, „daß der



The Cat and the Devil

Ulysses ein kompliziertes, schwieriges Buch ist“. Stephen hält daran fest, daß der Roman etwas für ein schlichtes Gemüt sei.

Nachdem er jahrelang immer nur (stets unter Tränen) die Erzählung „Die Toten“, die Kindergeschichte „Die Katze oder der Teufel“ und natürlich das Gedicht „Ecce Puer“ pries, hat Stephen Joyce vor wenigen Jahren einem Mitglied der Joyce-Szene offenbart, jetzt habe er doch mal selbst den „Ulysses“ gelesen – das sei aber ganz schön starker Tobak!

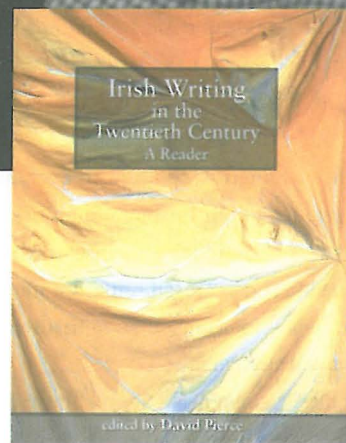
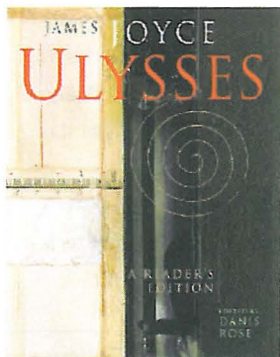
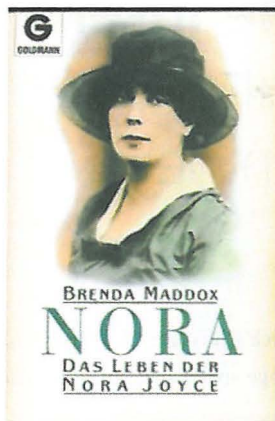
Unterdessen fährt er fort, zu zensieren und zu verhindern und zu verklagen: das Musical „Molly Bloom“ durfte beim 2000er Edinburgh Fringe Festival nicht aufgeführt werden; aus der Anthologie Irish Writers in the Twentieth Century mußten die gedruckten Seiten mit Ausschnitten aus dem „Ulysses“ wieder entfernt werden; die „Irish Distillers“ und die „Irish Times“ zahlten beträchtliche Summen, weil sie eine öffentliche „Ulysses“-Lesung übers Internet übertrugen. Und so wird es weitergehen.

„Stephen Hero“ (zu deutsch „Stephen der Held“) heißt ein Manuskript, an dem James Joyce in jungen Jahren arbeitete, das er aber schließlich ins Feuer warf. Nun ja: wenn ein Autor das eigene Werk vernichtet, ist das wohl sein Recht. Wie aber steht's um einen Enkel, der aus sturer Engstirnigkeit das Werk seines Großvaters zu zerstören versucht (und dabei glaubt, nur die Ehre der Familie zu schützen)? Dieser Stephen ist vielleicht doch kein Held, wie er im Buche steht. Von seinem berühmten Großvater (der, wie er immer beteuert, nur ihm selbst und nicht dem Forscherpack gehört) hat er viel geerbt: den Verfolgungswahn, den Größenwahn, den

Mangel an Realitätssinn. Nicht geerbt hat er leider das Genie und vor allem den Humor. Dadurch kommt eine unerträgliche Mischung heraus, eine unfreiwillige Witzfigur, die leider immer noch Macht hat. Wenn Stephen Joyce ein Held ist, dann ein tragischer Held.

Einziges Glück im Unglück: er selbst hat keine Kinder.

Friedhelm Rathjen



Die Opfer von Stephen Joyce:

- 1 - Nora-Biographie von Brenda Maddox
- 2 - Kate Bush
- 3 - die Ulysses-Ausgabe von Denis Rose
- 4 - Irland-Anthologie von David Pierce